

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	37 (1933-1934)
Heft:	17
 Artikel:	Das Geheimnis der Zenzi : Erzählung
Autor:	Hedinger, Paul
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-671059

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es schon manchmal winden und lawinen hören, ohne daß es ihnen etwas getan; sie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder; waren die auch schon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo sie sich bergen konnten, und kaltblütig schliefen sie ein, mitten im Wetter und ohne Kinder. Am Morgen erwachten sie ohne Kinder; — aber was war es, das so wild an die Fenster schlug, das so schwarz an denselben herunterstrich, so rauh kraf! kraf! rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die sah niemand wieder; aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte stürmten mit wildem Schreien und Fliegen, und die Alten auffschrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlaf. Sie wurden ärgerlich, als die schwarzen Tiere so lärmten, und wollten sie verscheuchen, aber die ließen sich nicht verscheuchen, aber auch nicht fangen; sie lärmten immer wilder, umflogen immer füher die Häupter der Schelten, die umsonst nach ihnen haschten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu, die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draufzen an den Fenstern, mit den Flügeln schlagend und schreiend. Und graulicher ward's den Alten, als sie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heim kam, und sie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu sehen; sie gingen weiter die Wand hinauf, sich weiter umzusehen. Doch keine Kinder kamen, aber die Raben blieben bei ihnen, hingen mit wildem Wesen sich an ihre Fersen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um sie herum. Und immer fürchterlicher tönte ihr kuarf! kuarf! immer schauerlicher ward's den Alten, immer weiter trieb es sie in die Einöde hinein, die schlüpferigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Tiere. Aber auch in der Alten Kopf begann

es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und fürchterliche Töne entrannen ihrer dunklen Brust und drangen tief in des Tales Grund zu den Ohren der Menschen. Und die auffschauenden Menschen erblickten auf schwindelnder Höhe die sinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelshar verfolgt. Sie sahen sie eilen dem höchsten Grate zu, sahen sie sinnlos dem Vorsprunge derselben zustürzen, sahen sie stürzen in den bodenlosen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum schwarzen Knäuel geballt. Und nie sah man sie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Falle sich rüsten, wenn der Tod seine dunkeln Schwingen entfaltet und sein Opfer sorglos ihm entgegen geht, da tönt es mächtig: kuarf! kuarf! oben von der Höhe. Und wenn auf bösen Wegen Eltern gehen, auf böse Wege Kinder führen, da fliegen schwarze Vögel ihnen über den Weg, und kuarf! kuarf! tönt es über ihren Häuptern.

Und lautlos war die Menge gestanden unten im Tale und hattebebend das schauerliche Ende gesehen. Und bald darauf verbreitete sich im Tale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an alle, die ihre Kinder verwahrloseten, zum Stehlen oder Betteln sie anhielten oder es ihnen ungestraft nachließen; die ihre Kinder missbrauchten, um durch sie und auf Kosten ihrer Seele besser zu leben, dem Teufel zu frönen. Und der Glaube verbreitete sich, daß so wie die Eltern auf diese Weise die Kinder zugrunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder ins Verderben gestürzt würden, daß sie am Ende austrinken müßten den Kelch, den sie den Kindern einschenkten. Und wenn Vater oder Mutter nur an sich denken, die Kinder vernachlässigen, sie zum Bösen führen wollen, mit Tat oder Wort, so dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und sagt: Zug, dort haben die Raben ihre Alten geholt! Das ist manchem durch Leib und Seel gegangen."

Das Geheimnis der Zenzi.

Erzählung von Paul Hedinger.

Nun war es an ihr, das Sterben; ihre Zeit war vorbei. Es mußte so sein. Achtzig Sommer hatten ihre Augen ins Land steigen und verwelken sehen. Friede und Ruhe umgaben sie in ihrem sauberen Stübchen. Ganz ohne Schmerzen lag sie da. Draufzen im Garten rumorte der Wind nach Herzenslust und segte die letzten, bunten Blätter von den Ästen.

Zwanzig Jahre lang war sie als dienender Geist hier zu Hause gewesen. Eine Generation war unter ihren Augen groß geworden. Schon längst gehörte sie zur Familie, und auch in ihren alten Tagen war sie der Familie lieb und wert geblieben. Von jedem Kuchen, von jeder Flasche Wein hatte sie kosten müssen, an Geburtstags- und andern Festen war sie mit

der Herrschaft in der guten Stube gesessen. Ja, Treue gegen Treue: so war es zwischen ihr und ihrer Familie bis zum heutigen Tage gehalten worden.

Wohlig knisterte das Feuer im kleinen Kachelofen, umflutete Benzis Lager in warmen Schwälen. Auf dem Stuhl neben ihr schnurrte der dicke, weiße Kater. Auf dem Nachttisch lag die aufgeschlagene Bibel, Benzis Lieblingsbuch, daraus sie oft tagsüber, aber nur Augenblicke lang las, da ihre Augen sehr schwach geworden. In der Schublade wartete, von ihr in ein leinenes Lüchlein genäht, ihr Testament, das Verzeichnis ihrer Habeseligkeiten, die nach ihrem Tode einigen armen Familien des Dorfes zugute kommen sollten. Dort lag auch das Ersparnisbüchlein, worin eine schöne dreistellige Zahl stand. Das war der Mission, dem Waisenhaus und einigen Armen bestimmt. Denn von Benzis Familie war niemand bedürftig.

Ihr Leben schien so klar und still wie ein Bergselein gewesen zu sein, von keinem Gewitter, keinem Wildbach getrübt. . . . Und dennoch hütete Benzi ein Geheimnis, ein längst verschollenes Erlebnis, das ihrem langen Leben heimlichen Glanz und Schimmer verlieh. Es war die verborgene Goldader im scheinbar wertlosen Gestein, ein schwaches Glimmen, ihr selber zu Zeiten kaum bewußt . . . halb vergessen und doch unauslöschlich. . . .

Um kein Gut in der Welt hätte Benzi darüber zu einem Menschen sprechen können. Das wäre Verrat gewesen an sich und einem, dessen Andenken ihr heilig war. Und sie hätte sich auch viel zu sehr geschämt, nur ein Wort davon zu sagen. . . . Jetzt aber, auf dem Totenbett, erschien ihr das jahrzehntelange Schweigen als ein Unrecht, und sie empfand ein dringendes Bedürfnis, in allen ihren Verhältnissen klare Ordnung zu schaffen, den Schlüßstrich unter ihre Lebensrechnung, unter eine schöne, gerade Zahl zu ziehen.

Das weiße Feld darunter war der Ewigkeit vorbehalten. . . . Nach langer Überlegung und nach Überwindung aller selbstsüchtigen Bedenken beschloß Benzi, den alten Pfarrherrn, der sie schon seit zwanzig Jahren kannte, ins Vertrauen zu ziehen.

An einem nebligen Novembertag erschien Pfarrer Lauchenauer in Benzis Stübchen. So lange die Dame des Hauses noch anwesend war, redete man über das Wetter, den kommenden Winter, die Alten und Armen des

Dorfes, die neuesten Ereignisse. Nach einiger Zeit jedoch stand die Dame auf und entfernte sich: „Vielleicht begehrt Benzi mit Ihnen allein zu reden.“ Der Pfarrer mußte hingehen und sachte den Riegel an der Türe schieben. Was konnte doch die Benzi für Geheimnisse haben! Eine Weile blieb es ganz still im Gemach; man vernahm nur das Schnurren des weißen Katers und das Ticken der Wanduhr. In Benzis Mienen spiegelte sich ein kurzer, heimlicher Kampf. Dann begann sie: Ich habe in der letzten Zeit über vieles nachgedacht, über unsern Glauben, die Kirche, und . . . über mich selber. Ich bin nur eine einfältige, alte Magd. Aber sehen Sie, in meinem Leben ist etwas, worüber ich noch zu keinem Menschen gesprochen habe, obwohl es gut und heilsam gewesen wäre. . . Ich besaß nicht die Kraft und den Mut zur freien Aussprache.

Benzis Hände falteten sich wie zum Gebet auf der geblümten Bettdecke. „Seid Ihr nicht sehr müde, Benzi?“ fragte Pfarrer Lauchenauer. „Ich will Euch ruhen lassen, komme morgen wieder.“ — „Nein, Herr Pfarrer, haben Sie Geduld mit mir, es muß heute sein, einen Augenblick...“ Benzis Augen suchten an der Zimmerdecke nach einem Ruhepunkt. . . . Nach einem kurzen Hüsteln begann sie leise: „Es sind mehr als sechzig Jahre seither. . . Als ganz junges Kind von siebzehn Jahren diente ich im Hause eines Bildhauers, eines später berühmt gewordenen Künstlers. . . Er hatte ein so mildes, gütiges Wesen, war feelengut zu Mensch und Tier, liebte besonders die Kinder und Katzen, in deren Gesellschaft er stundenlang sich belustigen konnte. . . Die Dame war auch sehr gut zu mir, auch wenn sie es weniger zeigte, da sie von herberem Wesen als ihr Mann war. Die Kinder hingen alle mit rührender Unabhängigkeit an mir. . . Ich gehörte ganz zur Familie, begleitete sie auf Reisen, in die Ferien oder blieb Wochenlang mit den Kindern allein im Hause, wenn die Eltern im Auslande weilten. Ich war restlos glücklich, lebte wie ein Kind froh in den Tag hinein. . . Es war im Hochsommer, eines Abends. Die Kinder schliefen, die Dame war ins Konzert gegangen. Ich wollte vor dem Zubettgehen noch überall nachsehen, ob die Türen geschlossen, das Licht gelöscht sei.

Auf meinem Rundgang kam ich an der Alterstüre meines Herrn vorbei. In diesem Augenblick ging sie auf, der Bildhauer trat auf die Schwelle, sah mich, rief mich herbei. Ich trat

heran. Er schien sich zu besinnen, sagte nichts, winkte nur mit der Hand, ich solle hereinkommen... Neugierig und ahnungslos trat ich ins Atelier. Es wurde von einer kleinen Stehlampe, die einen warmen, roten Schein verbreitete, erleuchtet. Neben ihr war ein langer Diwan mit einer bunten Decke darüber. Um Boden und an den Wänden standen und hingen überall Gipsmodelle und Zeichnungen... „Setz dich, Benzi, hier auf den Diwan, so, recht in den hellen Schein. Hab keine Angst, Kind, ich tu dir nichts, ich möchte dich nur gerne zeichnen; denn zu meinem neuen Brunnen, den die Stadt bei mir bestellt hat, brauche ich eine schlanke Mädchenfigur. Dazu würdest du dich eignen.“ Ich begriff nicht, was er von mir wollte; seine ruhige, väterliche Art, die Beherrschtheit seines Wesens ließen keinerlei Furcht oder Argwohn in mir auftkommen; ich wußte ja, er war ein guter, edler Herr. So ließ ich ihn ruhig gewähren, als er mir das leichte Kleidchen mit zarter Hand von der Schulter zog, mir Anweisungen gab, wie ich mich zu drehen und zu stützen hatte... Dann setzte er sich einige Meter von mir weg, auf einen niedern Stuhl und begann, Strich auf Strich auf ein weißes Blatt zu ziehen... Ich lag ganz ruhig, sah zum ersten Mal meinen, vom roten Licht beleuchteten Körper und merkte mit süssem Erschrecken, daß ich kein Kind mehr war... Das Blut stieg mir in die Schläfen, nun vernahm ich außer dem leisen Kratzen des Stiftes auch das lautere Pochen meines Herzens... Dazu drang durch das offene Fenster ein warmer Nachthauch und Duft von Rosen... Ein Nachtfalter taumelte trunken um das rote Licht, bis der Bildhauer aufstand und ihn wieder der Sommernacht übergab...

Manchmal, wenn die Augen des Zeichnenden prüfend zu mir herüber blickten, durchrieselte mich ein sonderbar seliges, wehmütiges Gefühl, irgendeine Traurigkeit, wie ich sie noch nie empfunden... Sonderbarerweise kannte ich keinen Schimmer von Furcht oder Scham; ich wußte mich so geborgen in dem kindlichen Vertrauen, das ich meinem Herrn gegenüber hegte... Etwa zehn Minuten mochten so verstrichen sein; dann legte er die Zeichnung weg, trat auf mich zu, beugte sich leicht zu mir herunter, sah mir in die Augen und sagte, während seine feine, schmale Künstlerhand meine Wange liebkoste: „Das soll dir kein Schade sein, behalte es aber still für dich; denn die Welt ist böse und unfein, ich danke dir...“ Den Sinn dieser Worte

habe ich damals nicht recht begriffen... Ich stand nun schmunzig auf, nahm mein Kleidchen um mich und eilte, mit einem hastigen Gutnacht gegen die Türe, hinaus und in mein Kämmertchen, wo ich mich weinend und schluchzend in die Kissen warf, als wäre mir das größte Unrecht geschehen. Ohne es zu verstehen, war in mir ein Neues, Unbekanntes erwacht, die Jugend hatte mir in dieser Stunde die Hand zum Abschied gereicht... Hätte mein Herr mir geboten, in den See oder in einen Abgrund zu springen, ich hätte es blindlings getan... Nie, in alle Ewigkeit nie vergesse ich die zarte Schonung, die rührende Achtung, die er mir jungem Mädchen entgegenbrachte... Ich ahnte dunkel, was für eine Glückseligkeit die Liebe eines edlen Mannes einer Frau bedeutet... Er stand so hoch über allen Männern, die mir im Leben begegnet sind; er schien mir das männliche Ideal in schönster Ausprägung zu verkörpern... Was ich an Liebeskundgebung zwischen den Geschlechtern sah, war himmelweit von dem entfernt, was mir verschwehte... Mehr als ein wackerer Bursche hat mich mit ehrlicher Zuneigung umworben, behörte, mit mir sein Heim zu bauen. Ich hätte gewiß auch glücklich werden können... So oft sich das gut gemeinte Liebhabenwollen neben das hohe Bild der Liebe, das in mir lebte, stellte, gab es keine Frage mehr... Ich wurde als hochmütig und unnahbar verschrien. So blieb ich allein und ledig. Allein? Menschlich gesprochen, ja... Mein tiefstes und bestes Leben, meine Sehnsucht und mein Trost waren bei ihm, dem einzigen Mann, dem ich vertrauend die Unschuld meiner Jugend hatte offenbaren dürfen...

Darüber sind mir die Augen erst in der Stille der letzten Wochen aufgegangen... Ob ich dabei ein Recht hatte, so zu fühlen, so zu denken, das ist die große Frage; vielleicht war mein Gebahren närrisch und töricht...

Dass ich aber weder unglücklich noch verbittert wurde, dafür sorgte mein Geheimnis, die nie versiegende Quelle stiller Heiterkeit und heimlicher Freude... Der gute Herr ist schon längst gestorben... Ich hab an seinem Totenbett wachen dürfen... Noch seh ich sein bleiches, edles Antlitz vor mir.“

Benzi deckte ihr Gesicht mit beiden Händen zu... Weise wollte sich Pfarrer Laichenauer entfernen... Aber Benzi rief ihn zurück...

„Ich bin mit meiner Beichte rasch zu Ende... Ich blieb nach dem Tode des Herrn noch ein

Jahr in der Bildhauerfamilie. Dann verheiratete sich die Dame wieder, die Kinder kamen zu Verwandten; ich gab meinen Abschied und nahm in der Nähe der Stadt einen neuen Dienst an. Denn etwas hielt mich hier fest.

Im Stadtgarten, in der schattigen Promenade saß ich halbe Sonntage lang, zunächst dem Brunnen, den mein seliger Herr geschaffen. In der anmutigen Quellnymphe sah ich meine Jugend von damals, nur schöner, verklärter, und alles, was ich damals erlebt, was mich so wönnig durchschauert, jede Einzelheit des Abends war mir wieder gegenwärtig, und ich wußte mich glücklich im seligen Grinnern... Vor neun oder zehn Jahren war ich zum letzten Mal dort, im Park. Seither nicht mehr. Denn ich fand, daß ich mit meinem Erlebnis eine Art von Götzendienst getrieben hatte, der mich vom wahren Gott trennte. Erst seit ich alles habe aufgeben können, mich Ihm ganz gegeben, habe ich den wahren Frieden, die ruhige Lodesbereitschaft gefunden. Ich weiß, daß jenseits des Vorhangs ein neues Leben meiner wartet... Mein verehrter, lieber Herr wird mir dort begegnen. Ob er mich, ob ich ihn wohl erkennen werde? Wenn ja, dann werde ich ihm ruhig ins himmlische Antlitz schauen dürfen, ihm sagen: „Da bin ich, so rein und unschuldig wie damals in jener Sommernacht, als Sie das Bild mei-

ner vergänglichen Jugend mit dem Stift festhielten. Und der liebe Herr wird gütig lächelnd antworten: „Das ist schön von dir, Benzi, ich habe mich nicht in dir getäuscht. Nun bist du auch da, es ist gut so.“

Benzis letzte Worte waren wie ein Hauch gewesen. Tiefe Schatten hatten sich um ihre Augen gelegt, sie schlief.

Der Pfarrer stand auf, beugte sich über die Schlafende und sprach ein leises Gebet über ihr. Dann verließ er sachte das Zimmer, trat zu der Dame des Hauses in den Salon, wo schon der Tee bereit stand.

„Wie lange wird Benzi noch leben?“ fragte sie den Geistlichen. „Ich fürchte, sie sieht den neuen Tag nicht mehr.“ Eine Unterhaltung wollte nicht in Fluss kommen. Der Pfarrer war zu sehr mit dem beschäftigt, was er vorhin aus dem Munde der Sterbenden gehört hatte...

Von dieser einfachen Magd und ihrem späten Bekenntnis hatte er mehr erfahren als durch hundert gelehrte Schriften...

Als er aus dem Hause trat, schlug ihn der Sturm beinahe wieder gegen das Haus zurück... Im Westen glühte ein blutroter Lichtstreifen. In dieser Stunde schlief Benzi sanft hinüber, in den Frieden der andern Welt; denn die schwerste Arbeit ihres Lebens, die Preisgabe ihres Geheimnisses, war vollbracht...

In einer Dämmerstunde.

Ich wohne, wo die Wolken gehn,
Stillhoch in einer Dämmerstunde;
Waldtiefer Bäume Wipfel stehn
Um meinen Tisch in naher Runde,
Die gern mein Licht im Abend sehn.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
Alt sind die Bäume, die es schauen,
Die Flamm' ist alt, die sich bewegt
Und flattert durch das ewige Grauen,
Wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
Mich und mein Licht, das nach ihr greift.
So alt ist alles, ich so jung —
Da ist's, als ob ein Wort mich streift,
Das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir —“
Sprach es das Licht, sprach es der Baum,
Sprach's der zersprungne Tisch vor mir,
Sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl es dunkel jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
Wenn solch ein Strudel Erdenzzeit,
Ein Mensch, aufwacht in ihrem Ringe,
Aufbraust in ihrer Einsamkeit —
Wie lächeln doch die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
Nun rag auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst du?
Bist du ein Wort aus meinem Munde,
Rief dich die Dämmerung mir zu? —

Wilhelm von Scholz.